

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1914.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Inseraten-Annahme durch die **Anzeigenverwaltung** der Wochenschrift „Die Zukunft" (Alfred Weiner)
Berlin SW. 68, Friedrichstr. 207. Fernsp. Ztr. 8740 u. 9797
(s. a. vorletzte Umschlagseite).



Berlin, den 21. November 1914.

Geht die Welt unter?

Der Heilige Krieg.

Seit den Tagen, da Gordon und Kitchener gegen den Mahdi Mohammed Achmed zu kämpfen hatten, wird in Europa oft von dem Heiligen Krieg gesprochen. Doch ein klarer Begriff gesellt sich dem Wort nicht. Der erste Ruf kam von Mekka. Da ist, nah beim Grab des Propheten, eine Schule, die ihre Zöglinge als Apostel des Islams hinausschickt. Hinaus in die Welt, die islamischer Anschauung in zwei Theile zerfällt. Das Gebiet der Gläubigen umfaßt Mekka und dessen Nachbarbezirk (wo kein Ungläubiger hausen, kein Thier athmen, kein Pflugschar die Scholle furchen darf), den Hedschaz, die nahen muslimischen Länder (wo der Rumi zwar drei Tage weilen, aber kein Haus haben und kein Grab finden kann) und die tributpflichtigen Länder (wo der Fremde, der einen Erlaubnißschein erlangt hat, wohnen darf). Mekka, Arabien, das ganze islamische Erdreich soll den Ungläubigen also gesperrt und nur durch besondere Erlaubniß zu öffnen sein. Der andere Theil der Erde scheidet sich wieder in zwei Theile. Länder, die durch Verträge dem Musulmanengebiet verbunden sind, bleiben ungefährdet, so lange sie den Erben des Propheten Steuer zahlen. Länder, die solche Verträge nicht abgeschlossen haben, sind zu bekämpfen, bis ihre Bewohner die Steuerpflicht anerkennen und sich zum Islam bekehren. Das ist Glaubenstheorie; die Wirklichkeit zeigt ein ganz anderes Bild: und deshalb muß die Dschehad, das Werk heiligen Eifers, in der Stille, doch mit emsigster Kraft vorbereitet werden. Ihm hat jeder Mohammedaner sich zu widmen, sobald

er mannbar geworden ist. In steter Bereitschaft müssen besonders die zum Waffendienst Auserwählten sein. Ein leiser Ruf: und die Dschehad beginnt. Der Heilige Krieg gegen die Christenheit.

Der Ruf muß von einem Iman, einem geweihten Führer, kommen. Frauen, Kinder, Kranke, Schwachsinnige, Sklaven und Schuldner brauchen ihm nicht zu folgen. Eine alte muslimische Legende behauptet, die Christenheit habe in ihren Kreuzzügen Frauen, Kranke und Schwachsinnige vor die Front geschickt, um die Söhne des Propheten, wenn sie dieses Jammerhäuflein berannten oder vor ihm wichen, der Feigheit zeihen zu können. Damit solchen Frevels Versuchung den Gläubigen nicht nahe, bleiben Frauen, leiblich und geistig Kranke zu Haus. Sklaven und Schuldner, damit sie nicht im Getümmel verschwinden und ihre Herren und Gläubiger schädigen. Der Kampf darf nicht beginnen, ehe die Rumis dreimal aufgefordert sind, sich zum Islam zu bekehren. Zeigt sich die Stimmung des Feindes unsicher und ist auf Meuterei eines Truppentheiles zu hoffen, so darf der Iman nach der dritten Aufforderung noch eine Bedenkzeit gewähren; auf sein Haupt fällt aber die Schuld, wenn der Feind diese Bedenkzeit für sich nützt. Die Vorschrift, nicht auf Heiligem Gebiet noch in den Heiligen Monaten je einen nicht durch Angriff erzwungenen Krieg anzufangen, ist mehr als einmal übertreten worden. Der Zweck des Krieges ist, dem Islam Bekenner, den muslimischen Reichen Gehorsam und Steuerleistung zu sichern. Er hat zu enden, wenn der Feind sich, freiwillig oder gezwungen, zum Propheten bekehrt oder den Frieden erkauft. Die Summe hat der Iman zu bestimmen. Er kann auch (bis auf zehn Jahre hinaus) Waffenstillstand gewähren und hat unumschränkt über das Schicksal der Ungläubigen zu verfügen, die mit der Waffe in der Hand gefangen wurden. Darf sie töten oder frei lassen, in Sklaverei verkaufen oder gegen gefangene Mohammedaner austauschen. Wer sich zum Islam bekehrt, darf nicht getötet werden. Wer ungläubig stirbt, wird ohne Ehrenerweisung verscharrt. Die gefallenen Krieger des Propheten aber ziehen, als Märtyrer seiner großen Sache, ohne erst einer Läuterung zu bedürfen, ins Paradies ein. Die Beute, die während der Dauer des Kampfes gemacht wird, heißt Ganimat; die Beute, die erst der beendete Feldzug bringt (also auch Steuerleistung und Ertrag der Sklavenarbeit) heißt Fai. Vier Fünftel des Ganimat

werden unter die Soldaten vertheilt; vier Fünftel des Fai rinnen in den Staatsschatz. Das letzte Fünftel der Gesammtbeute wird in fünf Theile getheilt, die dem Staatsschatz, den Nachkommen des Propheten, Waisen, Armen und Mekkapilgern zufallen. Vor der Theilung werden Alle beschenkt, die zwar nicht mitgefochten, irgendwie aber für die große Sache gewirkt haben. Die erbeutete Waffe gehört Dem, der beweisen kann, daß er ihren Träger niedergeworfen hat. Der Boden des eroberten Landes wird Eigenthum des Prophetenstaates. Bleibt das besiegte Land nach dem Friedensvertrag aber im Besitz der Rumis (die nun den Islam bekennen), dann haben sie der Centralmacht Kopfgeld und Vermögenssteuer zu zahlen. Im Heiligen Kriege gilt jedes Mittel, das dem Islam Nutzen verheißt. Also wills Allah; wills sein Prophet.

Der Aufruf zum Heiligen Krieg ist, als er aus Fez kam, ohne Widerhall verklungen. Nun hat, am zehnten Novembertag, der Sultan von Konstantinopel gerufen; seit den Tagen des vierten Mohammed und der Großwesirdynastie Kjöprülü zum ersten Mal ein Khalif. Im siebenzehnten Jahrhundert hat die Verkündung der Dschehad dem Osmanenreich nicht genützt; von Venezianern und Oesterreichern, Russen und Polen wurde es geschlagen und verlor Ungarn und Siebenbürgen, Dalmatien und Morea, die Ukraine und Podolien, Asow und das linke Ufer des Dnjestr. Seitdem war oft Türkenkrieg; doch nie wieder Dschehad (djehd ist: ungemeiner Kraftaufwand). Wird der fünfte Mohammed, dem der Scheich ul Islam die grüne Adlerstandarte des Propheten anvertraut hat, vom Glück zärtlicher als der vierte gehätschelt werden? Auf leisen Sohlen eilen seine Sendlinge durch Asien und Afrika und heischen alle Mannbaren (nicht Greise noch Knaben) in den Heiligen Krieg; jeden Mann, der in Paradieseswonne zu schwelgen wünscht. Werden in Rußland, Marokko, Algerien, Tunis, Libyen, Egypten, Indien die Mohammedaner dem Rufe folgen? Nicht staunend den Boten fragen, wie der Khalif die „Waffenbrüderschaft“ (so nennt ers) mit zwei Christenheeren der uralten Prophetensatzung vereinen könne, die vorschreibt, daß der Ungläubige sich zu Mohammed bekehren oder in Steuerpflicht ketten muß? Rußland scheint den Ruf nicht zu fürchten; Herr Sasonow hat den Entschuldigungversuch des Großwesirs barsch abgewiesen und, offener als sonst, angedeutet, daß er sich der neuen Losung

freue. Vielleicht auch der Gelegenheit, den Rumänen ein Stück Südbessarabiens, den Bulgaren Hadrians, am Ende gar Konstantins Weihestadt anzubieten, die Italer mit dem Aufstand der libyschen Senussi zu schrecken: und sich so drei nützliche Genossen zu dingen. Noch ist der Türkensultan zugleich Khalif, des ganzen Islams Glaubenshaupt. Bald muß nun offenbar werden, ob ihm auch die siebenzig Millionen indischer Mohammedaner gehorchen (dann müßte Britania zittern) oder ob die englische Angabe richtig ist, die muslimische Welt Afrikas und Indiens sei den Jungtürken feindlich und ersehne die Uebertragung des Khalifates auf den in Mekka residirenden Fürsten Abdullah (der dann ja auch Kairo oder Bagdad als Glaubenshauptstadt erküren könnte). Nie war eine Dschehad, die der jetzt begonnenen auch nur im winzigsten Wesenszug ähnelte. Folgen Turkotataren, Nordafrikaner, Araber, Inder, als Fechter für Mohammeds Glauben (Mudschahids), dem Heiligen Fetwa, dann reißt dieses Millionenheer den ganzen Erdbereich des Islams in Aufruhr. Und Alles versinkt, was seit der Heldenzeit der Kreuzzüge im Osten ward.

Die rothe Sonne.

Die deutsche Festung Tsingtau hat sich, nach heldischem Kampf, der Uebermacht ergeben. Der Führer des japanischen Belagererheeres hat in seiner Siegesmeldung selbst die Tapferkeit der deutschen Besatzung anerkannt. Als die Forts Bismarck, Iltis, Moltke erstürmt, die Batterien zerschossen, die Lebensmittelzufuhren abgeschnitten waren, wurde im Morgengrau die weiße Flagge aufs Observatorium gehißt. Weil die Kolonie immer unhaltbar schien, habe ich vor jeder Machtsiedelung in Ostasien gewarnt; sie gab obendrein den Feinden die Möglichkeit, uns den Chinesen zu verdächtigen und auf ihren Märkten das deutsche Geschäft zu hemmen. Ists nöthig, zu sagen, daß heute auch der Warner den Verlust wie Körperschmerz fühlt? Deutsche Menschen haben sich am Gelben Meer gemüht und aus Kiautschau, aus Tsingtau Musterstätten moderner Siedlung gemacht. Deutsches Blut hat den Boden der Provinz Schantung gedüngt. Da herrscht nun Japan. Nur (sagt Herr Tsutsuki, der Vertreter des Marineministers) bis an das Ende des Krieges; dann wird das Auswärtige Amt in Tokio darüber mit China verhandeln. Den Ton und das Ziel dieser Ver-

handlung kann Jeder ahnen, der die Methoden japanischen Vordranges kennt und nicht vergessen hat, auf welchen Wegen, durch welche Künste das Inselreich, für das harmlose Deutsche einst in Liebe erglühten, mit Koreanern und Russen fertig wurde und in die Macht kletterte, von deren Zinne es jetzt in die Runde lugt.

Zwei Schnecken, eine rothe und eine blaue, bilden mit ihren Mänteln das Wappen von Korea. Als der Japaner von Europäerhochmuth noch monkey und Makake genannt und wie ein gelber, menschenähnlicher Affe behandelt wurde, wies er mit spitzer Pfote schon auf die sechzehn Streifen, die von dem rothen Ball auf seiner Kriegsflagge ausgehen, und sprach, wenn er des Hörers sicher war, grinsend: „Der Sonnenstrahl läuft schneller als die Schnecke.“ Ist schneller gelaufen. Im Jahr 1852, als in Korea die französischen Missionare, die auf dem Landweg in die Halbinsel eingedrungen waren und ein paar Gemeinden gegründet hatten, sich gegen den wachsenden Christenhaß waffnen mußten, gab der amerikanische Kommodore Perry den Fremden die Möglichkeit, in Japan Handel zu treiben. Sieben Jahre danach entstand an der Bucht von Tokio die Europäerkolonie Yokohama. 1868: Aufstand und Kampf gegen das Shogunat. 1872: erste Eisenbahn (Tokio-Yokohama). 1875: auf heimischer Werft gleitet das erste Dampfschiff vom Stapel. 1890: Eröffnung des ersten japanischen Parlaments. 1899: Anerkennung des Fremdenrechtes zu freiem Handel im alten Zipangu. In diesen vierzig Jahren war die Schnecke nicht vorwärts gekommen. Vergebens hatte 1866 ein französisches, 1871 ein amerikanisches Geschwader versucht, das Land der Morgenstille dem Verkehr zu öffnen; es blieb gesperrt, ungastlich und mußte, wie seit einem Vierteljahrtausend, aus seinen winzigen Einkünften dem Mandschukaiser noch Tribut zahlen. Die Japaner hatten die breite Zunge, die sich zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meer aus Asiens Schlund vorstreckt, an sich gerissen, das Land aber, der Noth gehorchend, wieder geräumt und 1876 seine Unabhängigkeit in einem Vertrag anerkannt, der ihnen drei Häfen öffnete und das Recht gab, im koreanischen Gebiet Konsuln zu ernennen. Langsam folgten den gelben die weißen Pioniere. Fremdenhaß lodert auf. China und Japan: von anderer Seite schien der Morgenstille Störung nicht zu drohen. Da fing man, noch unter Alexander dem Zweiten, in Rußland zu merken an, daß

Wladiwostok die Herrschaft über Ostasien nicht völlig sichere. Die Seefestung hieß zwar die Königin des Ostens; doch ihr Kronrecht war allzu eng begrenzt. Kein eisfreier Hafen; und mit dem Reichscentrum nur durch einen Schienenstrang von gefährlicher Länge zu verbinden. Wenn man die Liau-Halbinsel oder gar Fusan haben könnte! Ueber Korea ließen die Japaner, die den Russen Sachalin abgetreten hatten, aber nicht mit sich reden. Sie sollten den Westen nebst der Insel Quelpart bekommen, wenn sie dem Zarenreich den Osten einräumten. Dieses Kondominium behagte ihnen nicht. Um die Russen abzuschrecken, bestritten sie plötzlich laut Chinas Oberhoheitrecht auf Korea, ließen, ohne Kriegserklärung, ein chinesisches Schiff durch einen Torpedo zerstören und ruhten nicht, bis sie, nach sechs Monaten, Port Arthur und Wei-Hai-Wei besetzt und den Sohn des Himmels niedergerungen hatten.

Wer staunt? Ein Dutzendgedächtniß mußte sich erinnern, wie lange Japan schon nach dem Lande trachtet, das es in seiner Sprache Tscho-Sen nennt. Auf alten und neuen Blättern lehrts die Geschichte. Im Jahr 1392 wird, nach vierhundertjähriger Herrschaft, die Wang-Dynastie, der die Einung der Halbinselstaaten nicht gelungen war, von einem glücklichen Soldaten gestürzt, dessen Enkel bis gestern regirten, und Söul, nah bei dem Hafen Tschimulpo, zur Hauptstadt erwählt. Zweihundert Jahre danach kommts schon zum ersten Zusammenstoß mit Japan, vor dessen Suzerainetät Korea nur durch chinesische Hilfe bewahrt wird. Im siebenzehnten Jahrhundert muß das Königreich den Mandschu und, seit sie in China herrschen, der pekinger Regirung Tribut zahlen. 1654 scheitert eine holländische Yacht an der Küste der zu Korea gehörigen Insel Quelpart; die Besatzung wird Jahre lang in Südkorea festgehalten und erzählt dann, zum ersten Mal, Europäern von dem fernen Land im Gelben Meer. Ausführlicher berichtet darüber der Jesuitenpater Regis. Ihm folgen, im achtzehnten Jahrhundert, bald andere Sendlinge der Römerkirche; können von diesem starren Boden aber nichts ernten. Trotzdem ein katholischer Chinese, der für Rom Seelen werben will, gemordet wird, kommen, auf dem mandschurischen Landweg, aus Frankreich Missionare auf die Halbinsel; gründen ein Apostolisches Vikariat und hoffen auf das Wachsthum ihrer Gemeinden. Auch sie werden getötet. Und die von französischen und amerikanischen Admiralen geleite-

ten Strafexpeditionen bleiben fast ertraglos. Christenhaß und Xenophobie wüthen weiter und Korea scheint entschlossen, hinter hohen Mauern sich gegen alles Fremde abzusperren. Die Männer von Nippon durchlöchern, mit winzigem Werkzeug, die Mauern; erzwingen, im Vertrag von Kang-Hwa, eine Entschädigung von der einem japanischen Kriegsschiff von Koreanern angethanen Unbill, die Anerkennung ihres Rechtes auf konsularische Vertretung und die Oeffnung der Häfen Fusan, Wönsan und Tschimulpo. Doch China fühlt sich als Suzerain und stellt die drei Häfen unter die Leitung seiner Zollbeamten. Seit 1882 ist Korea der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen China und Japan. Den Chinesen ists ein Vasallenstaat, den Japanern (so sagen sie) ein unabhängiges Reich. Prinzen und Minister, die verdächtig sind, heimlich für China zu arbeiten, werden gemordet; und bald danach die Japaner (auch der Gesandte, dessen Haus in Söul verbrannt wird) gezwungen, nach Tschimulpo zu flüchten. Welches der beiden Kaiserreiche soll die rebellischen Koreaner zur Ordnung bringen? Im Juni 1894 schickt China dreitausend Mann, Japan die Neunte Brigade auf die Halbinsel; von beiden Küsten folgen schnell Kriegsschiffe. Am dreiundzwanzigsten Juli vernichten die Japaner listig drei chinesische Schiffe; dann erst, sieben Tage danach, erklären sie der Kontinentalmacht den Krieg. Schon im Februar ist Japans Sieg gesichert. Am siebenzehnten April 1895 unterzeichnet Li-Hung-Tschang in Shimonoseki den Präliminarvertrag, der Korea aus jeder Abhängigkeit von China löst, den Japanern zweihundert Millionen Taels, den Süden der Liau-Halbinsel, Formosa und die Fischerinseln giebt. Noch in den letzten Apriltagen kommen von Nagasaki her russische Kriegsschiffe in die Straße von Tschili. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; bald sinds mehr, als selbst England in diesen Gewässern hat. Auf der Rhede von Tschifu machen sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wird über Bord geschafft. Wer an Deck die geschäftige Hast sieht, muß glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein Schuß fällt. Im Beach-Hotel wird Alles hübsch still abgemacht. Da sitzen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Der Ostasiatenkrieg hat Chinas Wehr-

losigkeit, Japans wilde Jugendkraft jedem Auge enthüllt; und um die Auslieferung der in Shimonoseki den Japanern zugesagten Kriegsbeute zu hindern, haben Rußland, Deutschland und Frankreich sich verbündet. Herrscht Japan auf Liautung, leuchtet seine aufgehende Sonne von Port Arthur über die Straße von Tschili, dann ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch ein Wahngebild. Deshalb fordern die drei Großmächte den Japanerrückzug vom Liau. Nippons Vertreter zaudern; auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf diesen Kampfpreis, den werthvollsten, nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; braucht einen eisfreien Hafen, blickt lüstern nach Korea und kann seinen Willen mit wirksamen Mitteln durchsetzen. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatengerede: drum ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt. Wirds nöthig, so sprechen die Batterien. Und ringsum mehrt sich rasch nun die Zahl der russischen Uniformen; als herrsche am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai, zwei Tage nach der Ratifikation des Vertrages von Shimonoseki, fällt im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift haben die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. „So will es mein Herr; und hat mir befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen." Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die Gelben von ihren Sitzen. Ist so freche Willkür möglich? Angstvoll umfliegt der Blick der Schlitzaugen die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Deutschland und Frankreich sind mit Rußland einig geworden. Der Britenadmiral hebt die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Uebermacht nichts auszurichten. Das weiß der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder nein? Die kleinen Japaner behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet; sie müssen nachgeben. Wie ein Aechzen gehts durch das stille Zimmer; dann: Wir räumen Port Arthur, sobald China die fälligen dreißig Millionen Taels, als erste Rate, gezahlt hat. Das, denken sie, kanns in seiner Geldklemme nicht; und so gewinnen wir Zeit. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internatio-

nalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Seit dem zehnten Maitag des Jahres 1895 weiß Japan, daß Liautung das Ziel moskowitischen Strebens ist und daß die Zwirnsfäden des Völkerrechtes dieser [illegible] zu dauern vermögen. [illegible] allein wirkt ...,
haben sie erkannt, als der russische Admiral Makarow seinen Degen auf den Tisch warf. Ihm und seinem Admiralschiff, dem „Petropawlowsk“, hat eine von den Japanern gelegte Seemine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jungnippon geprellt hatte. Sechs Jahre und neun Monate hat das blaue Russenkreuz im weißen Felde den Schiffen, die der Mündung des Peiflusses nahten, die stolze Botschaft zugerufen: Bis hierher, vom Weißen bis ans Gelbe Meer, reicht die Macht des Zaren aller Reussen! Sechs Jahre und neun Monate nur. Vom April 1898 an winkte es über die Wälle. Am ersten Januartag des Jahres 1905 ließ General Stoessel die weiße Flagge hissen.

Ist wenigstens Korea nun dem Mikado sicher? Im Lenz des Jahres 1896, als Nikolai Alexandrowitsch die Mütze des Monomachos aufs Köpfchen setzen will, sind Li-Hung-Tschang und Marschall Yamagata in Rußland. Der Chinese wird gut, der Japaner schlecht behandelt (ganz wie bei uns). Li-Hung-Tschang schließt mit Lobanow einen Vertrag, der den Russen erlaubt, im Kriegsfall Port Arthur und die Bucht von Kiautschau als Flottenstützpunkte zu benutzen. Und giebt Witte, dem noch allmächtigen Finanzminister, väterlich weise Lehre. „Baut Eure Bahn nur bis Wladiwostok und hütet Euch, in den Süden zu gehen; sonst bekommt Ihr mit den Japanern zu thun, die (wir habens erfahren) höchst gefährliche Kerle sind. Wir machen Euch jede mögliche Konzession. Ihr dürft den Eisenstrang von Nertshinsk direkt über Tsitsikar nach Wladiwostok legen. Dann ist er um fast sechshundert Kilometer kürzer als nach Eurer Trace. Da Ihr den Bahnbesitz sichern müsset, erlauben wir auch, daß Ihr auf den Stationen Fußvolk und Reiter einquartirt. Mehr können wir nicht thun. Nur: waget nicht, bis Shengking oder gar noch weiter südwärts vorzudringen! Diesen Rath gebe ich Dir, Sergej Juliewitsch, als meinem jüngsten Freund, nicht nur in unserem Interesse (wir wollen uns lieber mit

Euch als mit Japan abfinden), sondern aus Sorge um Eure Zukunft.“ Yamagata wird kaum beachtet. Beim Empfang fragt ihn der Zar, ob er sich in der Uniform nicht beengt fühle; und verletzt mit dieser Frage, die an die Behaglichkeit des Kimono erinnern soll, den Asiatenstolz. Inzwischen wars in Korea unruhig geworden. Die Japaner hatten sich mit ihrer Reformarbeit so breit gemacht, daß die Koreaner (die größer, schwerfälliger, den Nordchinesen ähnlicher sind) sie als den Todfeind ihres Schneckenhausfriedens haßten und der Ming-Partei zujauchzten, die, unter der Leitung der Königin, den Versuch machte, das Japanerjoch abzuschütteln. Einen fruchtlosen Versuch: am achten Oktober wurde die Königin von japanischen Verschwörern an den Haaren aus ihrem Zimmer geschleift und grausam gemordet. Seitdem war der schwache König bis zur Willenlosigkeit eingeschüchtert und unterschrieb blind, was Nippons Tenno ihm vorlegen ließ. Im Gehäus aber wüthete der Haß gegen das Reich des Sonnenaufganges weiter. Korea wollte seine Morgenruhe bewahren; wollte die Sonne nicht noch höher steigen sehen. Hatte Rußlands Stunde geschlagen? Da unten war am Ende ein einträgliches Protektorat zu fischen. Schon am zehnten Februar 1896 waren zweihundert russische Seesoldaten in Tschimulpo gelandet; sie marschiren nach Söul und besetzen nachts Rußlands Gesandtschafthaus. Das bewirkt einen Putsch, der die japanischen Palastwächter beschäftigt: und König Li-Hsi hat Zeit, sich unter den Schutz der Russen zu flüchten. Eine politische Komoedie beginnt. Der gekrönte Schützling des Zaren unterzeichnet Erlasse, deren einziger Zweck ist, die vom Tenno ihm abgepreßten Verordnungen wieder aufzuheben. Korea ist selig: die Japaner haben es von den Chinesen, die Russen von den Japanern befreit. Protektorat? Der alte Li-Hung-Tschang hat nicht zu tauben Ohren gesprochen; so schmackhaft der Kuchen scheint: den Japanern möchte man sich deshalb doch nicht verfeinden. Fürst Lobanow bittet Yamagata zu sich, stellt ihm vor, wie stark Rußland in Söul geworden ist, und empfiehlt eine Sozietät, deren Bedingungen am vorletzten Junitag unterzeichnet werden. Noch einmal wird die Unabhängigkeit der Halbinsel anerkannt. Für ihre Ruhe werden beide Mächte gemeinsam sorgen. Eisenbahnbauten und andere Modernisirungarbeiten werden unter Beide vertheilt. Weder Rußland noch Japan darf in Korea künf-

tig mehr als tausend Soldaten haben. Die genügen zum Schutz der Kolonie und ihrer Gesandtschaft. Also doch ein Kondominium. Freilich nicht das 1894 von den Russen erstrebte; immerhin ein dem gelben Volk recht unbequemes. Wozu, fragten grollend in den japanischen Straßen die Hemin, wozu hat die Nation die Last des Krieges gegen China auf sich genommen, da ihr nun nicht einmal Korea gehört? Das muß ihr endlich zufallen. Und mit den Chinesen war leichter fertig zu werden als mit den Russen.

Viel leichter; bald sollte auch der Mikado es merken. Das ostasiatische Schicksalsjahr 1897 brach an. Die petersburger Kamarilla, die leise schon daran arbeitete, den kleinen Nika von dem lästigen Vormund Sergej Julitsch zu trennen, ließ den alten Li einen guten Mann sein und rieth, am Gelben Meer einen (zunächst noch nicht plumpen) Vorstoß zu wagen. Einer russischen Militärmission, gegen deren Anwesenheit in Söul Japan protestirt, folgt der (noch unberühmte) Herr Alexejew, der als Agent Rußlands den König berathen soll. Die Männer von Nippon wüthen; müssen einstweilen aber weiter nordwärts blicken. Am fünfzehnten November 1897 besetzen deutsche Marinetruppen Kiautschau. Im Dezember wird von Peking aus den Russen gestattet, sich für den Winter in Port Arthur häuslich niederzulassen. Am sechsten März 1898 wird Deutschlands, am fünfzehnten März Rußlands, am vierten April Englands, am elften April Frankreichs Pachtvertrag mit China perfekt. Jeder bekommt einen Bissen (die Vereinigten Staaten sind klug genug, keinen zu wollen); nur Japan geht leer aus. Jetzt kann Rußland, das auf der Liau-Halbinsel sicher zu sitzen glaubt, dem Mikado eine Genugthuung geben. Wer Port Arthur hat, braucht nicht hastig nach Korea zu greifen. Das entgeht ihm auf die Dauer ja doch nicht. Reculer pour mieux sauter: die Moskowiter habens stets besser verstanden als Richelieus Landsleute. Die Barone Nishi und Rosen unterhandeln und sind nach einem Weilchen über eine Konvention einig, die das Kaiserreich Korea (Li-Hsi hat im Oktober 1897 den Namen geändert und sich zum Kaiser von Taikwan ernannt) für unantastbar erklärt. Rußland zieht seine Militärmission zurück, schickt Jewgenij Iwanowitsch Alexejew von Söul nach Port Arthur und verpflichtet sich, jede Einmischung in die koreanischen Verhältnisse fortan zu meiden. Die selbe Pflicht nimmt Japan auf sich; ist aber entschlossen, sie nicht

zu erfüllen. Die unbequeme zweijährige Episode ist ja abgethan, Rußland in Söul durch seinen Rückzug arg blamirt und für die Japaner die Bahn frei. Sie überschwemmen das Land der Morgenstille und nisten sich überall ein, wo eine Gewinnmöglichkeit winkt. Sie kaufen den Amerikanern die Eisenbahnstrecke Söul-Tschimulpo ab und legen einen Strang nach Fusan. In der Hauptstadt halten sie sich selbst Soldaten und Polizei, organisiren einen eigenen Post-, Telegraphen- und Telephondienst und zeigen, in ihrer japanischen City, den trägen Koreanern, was bei rationeller Wirthschaft aus dem Land werden könnte, das einst, unter der Wang-Dynastie, Herz und Hirn Ostasiens war. Zeigen ihnen allzu deutlich aber auch, wie gering sie die Faulenzer schätzen. Wer dem Eroberer nicht gehorcht, handelt Ohrfeigen ein; und dem Japaner, der einen koreanischen Mann prügelt, ausbeutet, schindet, darf kein Haar gekrümmt werden. „Wir haben den Sohn des Himmels besiegt und den weißen Zaren zum Rückzug gezwungen: da muß dieses Gesindel uns doch wohl ohne Gemurr pariren!“ Japan fühlte sich als Herrn; wars aber noch nicht und durfte schon deshalb die Koreaner nicht reizen. Die versuchten noch einmal nun, des Joches ledig zu werden. Der Kaiser bat die Großmächte, die Halbinsel, die eines Tages sonst zum Zankapfel zwischen zwei starken Staaten werden könne, für neutrales Gebiet zu erklären. Japan lehnte das Gesuch natürlich ab. Auffälliger war, daß auch Rußland die Zustimmung versagte. Die Expansion nach Korea war also nicht aufgegeben: nur aufgeschoben. Der Boxerkrieg bot die Gelegenheit, russische Garnisonen in die Mandschurei zu legen. Darüber durfte Niemand staunen; ohne gesicherte Etapenstraße war der Vormarsch bis an den Aufstandsherd ja nicht möglich. In Tokio verstand man die Absicht; wußte man nun, daß Korea erst in einem neuen Krieg, einem gegen Rußland zu führenden, erobert werden müsse. Die Mandschurei galt als verloren. Wurde nicht früh vorgebeugt, dann holten die weißen Teufel auch noch das Morgenland. Die Japaner froren in ihrer Einsamkeit. Am dreißigsten Januar 1902 wurde der anglo-japanische Vertrag geschlossen. Dieses Datum wird nicht vergessen werden. Zum ersten Mal hatten Weiße sich gegen Weiße Gelben verbündet. Die Vorbereitung zum Kriege gegen Rußland hatte in zwei Erdtheilen begonnen.

Der Hauptgegenstand dieses Krieges war Korea. Mit dem

Verlust der Mandschurei hätte Groß und Klein in Japan sich abgefunden. Hatte es schon; ließ die Zeitungen Tag vor Tag zetern und dachte: Aus China weichen die Moskowiter nicht mehr. Aber Korea muß im Lichtkreis der sechzehn Strahlen bleiben. Und der Kurzsichtigste merkt jetzt doch, daß Rußland die Halbinsel für sich will. Wollte es? Witte (mit dem Kuropatkin und Lamsdorff gingen) kam gegen Plehwe nicht mehr auf. Wenn er an Li-Hung-Tschangs Warnwort erinnerte, rümpfte Wjatscheslaw Konstantinowitsch die Nase. „Soll ein Chinese uns etwa lehren, wo Rußlands Zukunft ist?“ Wenn Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandschurei sei unnützlich, Port Arthur für das Zarenreich auf absehbare Zeit ohne Werth, antwortete im Kronrath Plehwe, wer die erste Stufe einer Treppe betreten habe, müsse weiterschreiten, weil er neidischen Blicken sonst furchtsam scheine. Wenn Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zuzuweisen, die auch das Heikelste rasch und ohne Lärm erledigen würden, schrie Plehwe mit rothem Kopf: „Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkünste, ist Rußland geworden, was es ist!“ Diese Sprache gefiel dem schüchternen Nikolai, der längst unter Wittes herrischem Wesen litt. Endlich Einer, der dem allgewaltigen Tatarensprossen furchtlos entgegentrat! Für das Uebrige sorgten die Bezobrazow, Alexejew & Co. Darf man die Hoffnung der Russen, die sich in der Mandschurei angesiedelt haben, so schmählich enttäuschen? Dumm genug, daß wir nicht 1896 schon, als der König bei unserem Gesandten Schutz gesucht hatte, Korea unter den Fittich des Palaeologenaars nahmen. Worauf wollen wir nun noch warten? Mit dem Yalu als strategischer Grenze ist nichts anzufangen. Wir brauchen mindestens den Norden der Halbinsel; und einen festen Riegel haben wir vor unserem Haus erst, wenn des Zaren Macht bis an die Korea-Straße reicht. So sprechen die Soldaten. Die Kolonisten werden so dicht beim Sonnenbanner nicht heimisch, des Lebens nicht froh. Und die hitzigste Treiberei kommt aus der Schaar der Lieferanten und Spekulanten. In der Mandschurei und in Liautung waren Riesensummen verdient worden. Port Arthur europäisirt und befestigt, Dalnij gebaut, in Nord und Süd Städte erweitert und Stationen angelegt. Der Import von Maschinen, Bahn- und Baumaterial aller Art brachte ungeheure Profite. Man konnte Gesellschaften grün-

den, neue Papiere emittiren und, mit der Hilfe gefälliger Tschinowniks, den Staat an allen Ecken und Enden betrügen. Doch der Segen ließ allmählich schon nach. Die nöthigen Maschinen, Wagons, Lokomotiven, Schienen waren geliefert, die Stationen gebaut. Noch wurde verdient; aber der Goldstrom fing zu versickern an. Wenn der Gossudar seinem Weltreich Korea angliedert, kehren uns die paktolischen Tage noch einmal zurück. In dem rückständigen Kaiserreich Taikwan wäre Lohnendes zu thun. Ist Eisen, Kohle, Kupfer, Bauholz, sogar Silber und Gold zu finden. Die transmandschurische Bahn müßte man mit einem Südstrang sofort bis nach Fusan verlängern. Neue Hafenanlagen wären nöthig. Die koreanischen Städte müßten für moderne Menschen bewohnbar gemacht werden. Ein Heidengeld wäre da unten noch zu verdienen. War die petersburger Kamarilla an dem Geschäft direkt oder nur mittelbar betheiligt? In der Yaluwald-Gesellschaft hatte sie Sitz und Stimme. Die Konzession dieser Gesellschaft war 1896, als König Li-Hsi bei Rußlands Gesandten hauste, erworben, sechs Jahre lang aber kaum ausgenützt worden. Als Kuropatkin in Japan gewesen, Alexejew zum Statthalter im Fernen Osten ernannt und Mukden wieder von russischen Truppen besetzt war, glaubte man, das Geschäft riskiren zu können. Die Gesellschaft, der ein Günsburg präsidirte, ließ an der Yalumündung das linke Ufer abholzen und ihre Arbeiter von einer Kosakensotnie schützen. Auf koreanischem Boden! Ungefähr so hatte es in der Mandschurei ja auch angefangen. Das war zu viel. War der bündige Beweis, daß die Bärentatze nach Korea langte. Die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit des Kaiserreiches war immer wieder proklamirt worden. Jetzt wollte es Rußland. Schon kommt über New York die Meldung, daß drei sibirische Füsilierregimenter von Port Arthur nach dem Yalu marschiren. In Tokio ist das Parlament aufgelöst worden, weil es das Ministerium in schroffen Sätzen sträflicher Versäumniß auf dem Gebiet internationaler Politik beschuldigt hat. Einstimmig aber fordern, in Volksversammlungen und in der Presse, alle Parteien, die Regirung solle den russischen Umtrieben ein rasches Ende bereiten. Beim Neujahrsempfang der Diplomaten sagt Zar Nikolai, er sei überzeugt, daß im Fernen Osten Friede bleiben werde. Drei Wochen danach wird die russische Flotte von den Japanern überfallen und Schiffsgeschütze erklären dem Herrn aller Reussen den Krieg.

Korea hat keine Wahl. Auf Oyamas Befehl wird die Halbinsel von japanischen Truppen besetzt und der Kaiser gezwungen, mit dem Tenno ein Bündniß zu schließen. (Diese Majestät, die Chinesisches, Russisches, Japanisches unterschreiben muß und nie des Herzens Wunsch folgen darf, wäre ein Fressen für einen Swift oder Laboulaye.) Heimlich schicken die Russophilen aus Söul die Botschaft nach Petersburg: „Wir können nicht anders; ginge es nach unserem Willen, dann föchte Koreas Jugend unter Euren Fahnen!“ Sehr schlau, denkt der Palastklüngel; die Russen müssen ja siegen und haben statt der Leistung nun wenigstens das Bekenntniß guten Willens. Sie siegen nicht. Wider die Erwartung der Sachverständigsten; trotzdem Witte selbst, der ungnädig entlassen ist und dem Militärlshin seines Vaterlandes einen Denkzettel wünscht, das Wort Skobelews wiederholt: „Schon die Zahl unserer Mützen schlägt sie!“ Der Große, hatte fast Jeder gewähnt, wird über Kurz oder Lang mit dem Kleinen fertig. Wer hier groß, wer klein zu nennen sei, ward nicht bedacht. Zwischen dem Kriegsschauplatz und der russischen Basis liegen neuntausend Kilometer und für den Nachschub von Menschen und Geräth ist nur ein Eisenstrang zur Verfügung. Japan kämpft in bekanntem Gelände und sieht, ein Volk von fünfzig Millionen in der Einheit des Glaubens und Wollens erwachsener Menschen, seit Jahr und Tag zum Sprung bereit. Vom Yalu gehts an den Liau, den Hun, den Scha; von Port Arthur nach Portsmouth. Vorher schon muß der Kaiser von Korea seinen Namen wieder unter einen neuen Vertrag setzen. Sich verpflichten, alle ihm von Japan empfohlenen Männer im Diplomatendienst und in der Finanzverwaltung anzustellen und ohne ihren Rath keinen irgendwie wichtigen Schritt zu thun. Endlich ists erreicht; ist die Beute heimgebracht, nach der die Wikinger von Nippon seit Jahrhunderten getrachtet hatten. Annexion? Unnöthig; macht auch zu viel Lärm. Ein japanischer Prokonsul, der prunklos in Söul thront, findet wohl stillere Mittel zur Eroberung der Halbinsel, die in der Sprache des Mikadolandes Tscho-Sen heißt. Vor dem Krieg hatte die Konservative Partei in Tokio gefordert, Rußland müsse ein Stück des aus der Chinesenmasse erworbenen Gebietes abtreten und „alle auf Korea und in der Mandschurei streitigen Fragen so ordnen, daß dauernder Friede gesichert sei“. Mehr, als dieses Ultimatum heischte, war nun gewonnen: Korea noch nicht de iure, doch de facto zur japanischen

Provinz (oder Kolonie) geworden. Was Li-Hung Tschang neun Jahre vorher prophezeit hatte, war nun Ereigniß. „Die Südbahn würdet Ihr nur für die Japaner bauen. Kwangtung könnt Ihr nicht halten und Korea ist für Euch noch weniger als für uns zu haben. Was also wollt Ihr am Gelben Meer? Wenn Ihr klug seid, geht Ihr nicht über die geweihten Grabstätten der Mandschuherrscher hinaus." Der Statthalter von Tschili kannte die Nachbarn genau und wußte jeden nach seinem Werth einzuschätzen.

Der Mann, der in Shimonoseki mit ihm verhandelt hatte, herrschte seit zwei Jahren nun in Söul: Hirobumi Ito. Japans stärkster Staatsmann. Der kennt die Welt; hat Europa bereist, war (mit Iwakura Tomomi, dem Besieger des Shogunates) in Amerika und wird von seinem Kaiser stets auf den Platz gestellt, der die feinste Hirnarbeit verlangt. Als Graf hat er seinen Landsleuten Formosa und die Fischerinseln erworben und den Weg nach Korea geöffnet. Li und Ito: zwei Männer von Genierang saßen in Shimonoseki am Konferenztisch; auf die Waffengänge dieser Meister zurückzublicken, ist heute noch ein Genuß (den Jeder sich durch die Lecture der History of the Peace Negotiations between China and Japan verschaffen kann). Damals hat Ito, dem Li schließlich das chinesische Ministerpräsidium anbot, die schwerste Diplomatenprobe bestanden. Jetzt soll er, als Marquis, das Können des Organisators noch einmal bewähren. Er hat Japan das passende Kleid gewirkt und findet gewiß nun auch das Staatsgewand, das dem Leib Koreas wie angewachsen sitzt. Skrupel plagen ihn nicht. Mit härterer Hand ward kaum irgendwo jemals ein Land erobert. Der Statthalter des Tennos muß wissen, was auf der Halbinsel geschieht. Koreaner, die verdächtigt (nicht etwa überführt) waren, vom Bahnmaterial ein Eisenstück gestohlen zu haben, wurden, ohne Verhör und Richterspruch, an ein rasch gezimmertes Kreuz geheftet und dienten japanischen Schützen als Zielscheibe. Andere faulten am Galgen, weil sie einem Festungwerk zu nah gekommen waren. Ist so blind wüthende Grausamkeit unentbehrlich? Dem nur, der die Unterworfenen zur Verzweiflung treiben und ihren Aufstandsversuch dann mit Feuer und Schwert niederzwingen will. Ito, der sechsundsechzigjährige Samurai, der Sohn kriegerischen Adels, verachtet das Volk, das nie für seine Freiheit zu fechten gewagt, immer auf fremde Hilfe gehofft hat

und, wenn die Hoffnung enttäuscht war, geduldig in neue Knechtschaft gekrochen ist. Soll das Reich des Sonnenaufganges an die Erziehung dieser trägen Tagediebe Jahrzehnte vergeuden? Nein. Was hier wimmelt, taugt nur zum Helotendienst; muß die Faust des Herrn über sich fühlen. Wer murrt, hat den Kopf verwirkt. Wer dem Wink stumm gehorcht, wird bald merken, wie gut die straffe Zucht dem Lande bekommt. Kein weißer und erst recht kein gelber Stamm haßt den Japaner so wie das Volk von Korea: deshalb muß diesem Volk das Rückgrat gebrochen, muß es behandelt werden wie in der wilden Jugend britischer Kolonialgeschichte die braune und die schwarze Menschheit. Europa und Amerika könnten diese Methode veraltet und anstößig finden? Thörichte Sorge. Alle europäischen Großmächte sind froh, wenn sie uns nicht zu stören brauchen. Die Vereinigsten Staaten haben hundert Gründe, die Auseinandersetzung im Stillen Ozean nicht zu beschleunigen. Wählen wir nur unsere Stunde richtig, dann redet uns Niemand drein. Und die Stunde ward schlau gewählt. Der kalifornische Bluff, der die Gefahr eines Philippinenkrieges näher zeigte, als selbst Schwarzseher sie geglaubt hatten. Franko-japanische Verständigung. Präliminarvertrag mit Rußland. Nun rasch ein paar Gräuelbilder im Stil der ältesten Kakemonos. „Der Kaiser von Korea, der verpflichtet ist, vor jeder Verhandlung mit fremden Mächten Japans Rath einzuholen, hat sich erdreistet, hinter dem Rücken des Generalstatthalters Delegirte nach dem Haag zu schicken, die der Friedenskonferenz Koreas Elend schildern sollen." (Der Generalstatthalter hat die Entstehung dieses Planes sicher gesehen, hätte ihn, da vom Haag nichts zu fürchten war, in ruhigeren Tagen höchstens spöttisch belächelt, erkannte jetzt in ihm aber den brauchbarsten Vorwand.) „Ein Mann, dem das einfachste Pflichtgefühl fehlt, ist unseres Vertrauens unwürdig und darf nicht länger die Krone tragen." Der Schattenkaiser betheuert, er habe von der Mission nichts gewußt, sein Name auf dem Kreditiv sei gefälscht und er an Fügsamkeit von keinem Menschenkind auf der bewohnten Erde zu übertreffen. Einerlei. Er hat, seit er im Russenhaus Unterschlupf suchte, die Japaner oft genug geärgert. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihn loszuwerden. Er muß dem Thron entsagen und den Palast räumen, in dem nun sein Sohn Kaiser spielen darf. Der weiß, was die ungehorsame Majestät zu erwar-

ten hat, und wird sich hüten, dem gebietenden Samurai je auch nur eine mürrische Miene zu zeigen. Daß sie sich auf die Depeschencensur verstehen, haben die Japaner nicht erst im mandschurischen Krieg bewiesen. Da der britische Bundesgenosse ihnen gern gefällig wäre, könnten sie den Drahtweg sperren oder dem Erdkreis melden, in Korea herrsche friedlichste Ruhe. Sie wollens nicht. Lassen Alarmtelegramme durch; verfassen sie am Ende gar selbst. Straßenunruhen, Adelsverschwörung, Fremdenhaß, Gährung im Heer. Wer dieser täglich erneuten Botschaft glaubt, muß annehmen, die Koreaner, die kein Uebel bisher mit Gewalt abzuwehren suchten, seien plötzlich zum trotzigsten Volk Ostasiens geworden. Und wird dann auch begreifen, daß Marquis Ito sich zu kräftigerer Unterdrückung entschließen und der Suzerainmacht festere Grundlagen schaffen muß, als sein milder Sinn noch im Frühling für nöthig hielt. Japan hat in der Britenschule gelernt.

Die Koreaner sind nüchterne Leute; sie duckten sich still: bis besseres Wetter werde. Was vermöchten sie gegen Japan? Zehn gegen fünfzig Millionen? Mit einer verlotterten Miliz gegen das Heer, das über Leichenwälle hinweg jubelnd zum Sieg eilt? Mit stämmigen, schwer beweglichen Bauernsöhnen gegen die flinken Kerlchen, die den Feind anspringen, ihn würgen, mit flacher Hand ihm den Armknochen brechen oder mit scharfer Kralle die Augen ausdrücken? Der Wohlstand der Halbinsel wird sich rasch heben, wenn erst ein paar Millionen Japaner eingewandert sind. Noch wird der fruchtbare Boden nach den ältesten Methoden bearbeitet. (Nur auf den Anbau des Gingseng, der sicherer als Brown-Séquards Spermin und andere Zaubersäfte die Genitalkraft wiederherstellen und stärken soll, ist emsiger Eifer verwandt worden.) Die Verwaltung war erbärmlich, die Beamtenschaft korrumpirt, der Reichshaushalt in ärgerer Unordnung als der türkische in den schlimmsten Zeiten. Kein Gedanke an Meliorationen, intensive Wirthschaft und verständigen Bergwerksbetrieb. Die Japaner werden Eisenbahnen bauen, die Gold- und Kupferminen modernisiren, den Viehstand mehren, den Ertrag der Reis-, Korn- und Bohnenernte steigern, Industriestätten schaffen und Tscho-Sen verwalten wie eine andere Provinz des Strahlenreiches. Guter Boden, Wasser, Eisen, Kohle und spottbillige Hände: da ist Etwas zu machen. Nur darf man nicht glauben, daß dieser Zuwachs die

Japaner hindern wird, gierig über den Stillen Ozean hinzuspähen. Mit dem koreanischen Besitz haben sie längst gerechnet. Was von da morgen heimgebracht wird, ist nicht unerwarteter Gewinn; wird von der Massennoth so schnell aufgezehrt wie der Tropfen vom heißen Stein. Korea hielten sie schon am Tag von Shimonoseki für ein unentreißbares Erbstück; daß sie es nach zwölf schweren Jahren nun wirklich errafft haben, giebt keinen Grund zu lautem Freudengeheul. Noch weniger einen zu banger Sorge; mit den Koreanern wird (so lange sich ihrem nicht Chinas Haß verbündet) Japan leicht fertig. Die pazifische Frage bleibt. Nordamerika will im Fernen Osten die Handelsherrschaft erobern; von Manila aus seine Waaren nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelbahnverbindung mit Asien sichern. Will und muß leise eilen. Versäumt es die Zeit, dann schlängeln die Japaner sich auf die besten Plätze. Die sputen sich, weil sie wissen, welche Gefahr ihnen droht, wenn die Sternbannerflotte erstarkt und der Panamakanal geöffnet ist. Die japanische Uhr geht schnell. Der auf der Michigan-Universität zum Doktor beförderte Nationalökonom Yeijiro Ono hat erzählt, in welchem Tempo die Industrialisirung Japans gelungen ist. Schreitet sie so weiter, dann mögen zwei Erdtheile beben. Zwölfstündige Arbeitzeit für beide Geschlechter. Löhne, deren Angebot den weißen Lumpenproletarier noch frechster Hohn dünken würde. Und um diesen Preis so viele Hände, wie der größte Betrieb irgend braucht. Kein ernster Arbeiterschutz. Kein Gesetz, das die Industrie mit kostspieligen Pflichten belastet. Wer weiß, wie bald das Schneckenland die Rheinprovinz dieses Reiches unbegrenzter Ausbeutungmöglichkeit wird? Noch hat Amerika es besser als unser Kontinent. „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Die Neue Welt hätte den härtesten Anprall auszuhalten. „Benutzt die Gegenwart mit Glück!“ Und glaubet Japanern nie eine Silbe!

Die brauchen Korea. Ihr Land ist arm und ächzt unter der Bürde der Steuern, aus deren Ertrag Landheer und Flotte sich nähren. Nach dem portsmouther Friedensschluß mit Rußland sind in dem kurzen Zeitraum von anderthalb Jahren, 260 japanische Banken und Industriegesellschaften, mit einem geborgten Kapital von 250 Millionen Dollars, gegründet worden. Das Geld muß rasch verzinst werden. Die Halbinsel Korea hat auf einer Fläche von

218 600 Quadratkilometern noch große Strecken für Einwanderer frei; und der Weg von Shimonoseki über die Thushimastraße nach Fusan ist kurz. Vom Oktober 1897 bis in den August 1910 war Korea ein Kaiserreich. Dann wurde es von dem Tenno Mutsuhito, dem selben Kaiser, der ihm feierlich die Unabhängigkeit verbürgt hatte, annektirt. Muß nicht den ärmsten Kuli selbst die Vorstellung wohlig kitzeln, auf Korea den Herrn spielen und Männern, die vor dem Fall des Kaiserreichs zum Adel, zum Offiziercorps gehörten, die Gebieterfaust zeigen zu können? Japan ist Kontinentalmacht. Hat, wenn China erwacht oder Rußland sich wieder ostwärts wendet, eine Landgrenze zu vertheidigen. Und könnte aus der Geschichte Britaniens, seines Vorbildes, lernen, wie gefährlich der Entschluß werden kann, im Ausdehnungdrang auf den Vortheil insularer Lage zu verzichten. Unsinn, denkt Europens gelber Affe; „Rußland und China gebären nie eine Jungfrau, die uns vom Festland auf die Heimathinsel zurückscheucht. 1895 mußten wir unsere Kriegsbeute dem Dreibund der Deutschen, Franzosen und Russen ausliefern. 1914 kämpfen wir im Bund mit England, Frankreich und Rußland gegen das Deutsche Reich und pflanzen unser Sonnenbanner an die Bucht von Kiautschau. Daß Herr Jakob Schiff, der uns zum Krieg wider Rußland mit Gold rüstete, jetzt wüthet, weil wir, dem Feind der Menschheit' verbündet sind und, nach seiner Wahnvorstellung, China unterjochen wollen, bekümmert uns nicht. Wir fechten für das Recht; und geben, nach dem Friedensschluß, Kiautschau den Chinesen zurück, denen es von Rechtes wegen gehört." Wer glaubts? Der selbe Herr Tsutsuki, der gestern die Rückgabe andeutete, hat vor sieben Jahren im Haag gesagt, sein Vaterland habe noch ungeheure Flächen nicht bebauten Bodens und denke nicht an Expansion. Schon hatte der Kotei des Japanerheeres das Schwert geschliffen, das Korea enthaupten sollte. Bis sie in Bereitschaft waren, haben die Japaner immer jedes dem Nachbar gefährliche Trachten abgeleugnet und die Rolle des Arglosen gemimt, der kein Wässerchen trüben will noch kann. Einmal nur fiel die Maske; nach der Mobilmachung gegen Rußland schrieb der Präsident ihres Herrenhauses: „Uns ist, als dem Bannerstaat asiatischer Kultur, die heilige Pflicht zugefallen, China, Indien, Korea, Allen, die uns vertrauen, jedem der Civilisation zugänglichen Asiaten

die Helfershand hinzustrecken. Sie Alle wollen wir, als ihr mächtiger Freund, aus dem Joch lösen, das Europa ihnen aufgezwungen hat, und der Welt dadurch beweisen, daß auf jedem Kampfplatz der Orient sich mit dem Occident messen darf." Nun haben sie ihre Rache: für die Schmach von Tschifu und für den Fehderuf gegen die gelbe Rasse. An der Festlandsküste Tsingtau und Port Arthur als Flottenstützpunkte. Können von Tscho-Sen, der Liau- und der Schantung-Halbinsel aus Petschili umklammern und Peking überrumpeln. Möglich, daß sie fürs Erste nicht mehr nach dem Philippinen-Archipel oder nach dem Kap Londonderry schielen; nachts nicht mehr von nahem Krieg gegen die Vereinigten Staaten träumen und morgens ihre Frauen und Kinder nicht in die Waffen- und Sprengstoff-Fabriken hetzen. Für ein Weilchen hat Amerika von Ost nichts Ernstes zu fürchten. Muß unser Kontinent, der alte, es drum beneiden? Der Japaner will nicht länger darben, Reiskarren schieben und Papier bepinseln. Von Rußland war und ist Geld nicht zu haben. Korea? Ein fetter Bissen. Doch nicht genug. Die Riesenflächen unbebauten Bodens, von denen Herr Tsutsuki prahlte, sind unwirthliche Kratergebiete; kein Pflugschar kann Granit und Porphyr lockern und kein Saatkorn keimt im Geröll vulkanischer Kuppen. Die Philippinen haben Holz und Kohle, Reis, Tabak, Hanf; und diese Inselgruppe sperrt den Stillen Ozean und giebt ihrem Besitzer das Herrnrecht auf Chinas Märkte. Morgen. Nippons Menschheit lebt nur der nächsten Pflicht; schmiedet nie Pläne, die erst in ferner Zukunft brauchbar werden könnten. Aber sie weiß, daß ihre Mannschaft, Schiffe, Geschütze besser als die amerikanischen sind; daß sie von Makung, dem Haupthafen der Fischerinseln, das philippinische Luzon in zwei Tagen erreichen kann; daß in Kalifornien und Mexiko, auf Guam und Hawaii Hunderttausend ihrer Farbe sitzen und alle Negritos, Tagalen und andere Malaienenkel mit ihr gegen den Yankee gehen würden. Sie will China ungestört ausbeuten. Das aber wollen auch die Vereinigten Staaten; von allen Erdreichen ist ihnen keins so wichtig wie dieses. Lange wird der Zusammenstoß nicht zu vermeiden sein. Bis es so weit ist, will England die Nordamerikaner mit der Japanerfreundschaft schrecken; wenns so weit ist und der Britenlöwe noch nicht kraftlos winselt, wird er die Konjunktur nützen, um, durch Preisgabe Japans, Kanada zu retten und sich den Männern

von Washington zu verbünden. Darauf ist Japan gefaßt; wer sich selbst vor jeder Fährniß von allem Gefühlsballast zu erleichtern pflegt, traut dem Genossen nicht holdere Wallung zu. Geschäft ist Geschäft. Und Ehre hat nie einen hungernden Bauch gefüllt.

Auch nicht den Leuten, die deutscher Schwärmerwahn einst die Preußen des Ostens nannte. Tapfer sind sie. Wer in den Krieg zieht, scheidet aus der Gemeinschaft der Lebendigen; kehrt er dennoch zurück, so schenkt der Glückszufall ihm ein neues Leben. Solche Auffassung ward aus den Tagen der Samurai vererbt. Der ins Europäerkleid vermummte Japaner ist Meister in allen Künsten des Truges. Er könnte vergessen, daß ihn, der die Reiche des Himmelssohnes und des östlichen Papstkaisers, China und Rußland, niedergezwungen und die Welt mit seinem Ruhm geblendet hat, der Yankee wie einen Neger behandelte. Nie aber schließt sich das Schlitzauge, das greifbaren Vortheil erspähte. „Nach dem Frieden von Portsmouth sagte der Deutsche Kaiser zu amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an den Präsidenten Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; sagte außerdem, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür verriegeln und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbünden. Die Abgeordneten brachten jedes Wort brühwarm in ihre Zeitung. Herr Roosevelt durfte lächeln. Als aus Japan die Botschaft gekommen war, das Volk mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hatte er nach Berlin gewiesen: und der Kaiser that ihm wirklich nun den Gefallen, sich selbst zur frühsten Förderung des Planes zu bekennen. Auch Onkel Eduard lächelte in seinem Buckingham Palace. Gegen Deutschland, dachte er, haben wir in Ostasien jetzt fünf Trümpfe: das Buddhabild, die Führung im Boxerkrieg, die Pachtung von Kiautschau, den Friedensschluß ohne Entschädigung, den neusten Kampfruf gegen die Gelben.“ Diese Sätze wurden im März 1907 hier veröffentlicht; was sie als wahrscheinlich andeuteten, ist nun Ereigniß geworden. Den Chinesen wurden wir als Pachterpresser, den Japanern als die bösen Preller von Tschifu und Portsmouth, den Amerikanern als die ungestümsten und leistungfähigsten Mit-

bewerber um den Chinesenmarkt verdächtigt. Der Fabrikant in Kioto und Osaka, der Ausfuhrhändler in New York und San Franzisko haßt die Deutschen als Eindringlinge, lästige Konkurrenten und Preisdrücker; der yankeesirte Jungchinese blickt auf sie, vom Gipfel seines grünen Republikanerstolzes, als auf die rückständigen Mandschus von Europa herab. Nordamerika hat ein Dutzend triftiger Gründe, den Briten zu grollen; liefert ihnen aber, trotz der Neutralität, was sie begehren, und thut, als glaube es ihrer Lügenmär: nicht, weil seine hitzige Munterkeit sich der steifen Kühle des Mr. John Bull verwandt fühlt, sondern, weil Deutschland breitstämmig auf allen Marktistraßen himmelan ragt, eine mächtige, behende Kriegs- und Handelsflotte und die stärksten Geschütze hat. Wir müssen dem Kaiser dankbar dafür sein, daß er sich spät noch entschloß, die Uebergabe der Festung Tsingtau zu erlauben. Ihre Trümmer hätten die paar Deutschen begraben, die Ostasien gründlich kennen. Leben sie (deren Erfahrung der Neuling frühstens nach einem Jahrzehnt besäße), dann dürfen wir auch fortan mitreden, mithandeln und brauchen weder den Herren des Panamakanals noch der zähen Flinkheit, der marklosen Nachahmerkunst und billigen Massenarbeit der Japaner, die der Chinese verachtet wie je ein adeliger Ahn den entarteten Enkel, das Feld zu räumen. Das Dai Nippon schwor uns Todfeindschaft? Die wächst nicht in seinem Empfindensbezirk. Kein Deutscher wurde aus Japan gejagt, in Japan eingekerkert, während das Blut deutscher Krieger bis an die sechzehn Sonnenstrahlen des Flaggentuches spritzte. „Wir haben unsere Rache, sind in Schantung Petschilis Nachbarn; warum sollen wir uns morgen nicht eben so gut mit den Deutschen verständigen wie gestern mit den Russen?“ Ein anderes Hirn als des Europäers. Lernet es erkennen; oder bleibet dem Ostasiatengewimmel fern. Der Japaner versteht gar nicht, warum Ihr ihn ehrlosen Handelns zeihet. Erlangbarer Nutzen, den man nicht nimmt, weil der Andere in Drang ist? Dann wird Ehre ein bemalter Schild, den ein Gerippe dem Leichenzug eines Volkes voranträgt.

Irrlicht.

Nach der Académie Française hat auch die Académie des Sciences nun die Bannbulle gegen Deutschland dem Erdkreis verkündet. Am vierten Novembertag. Fünfunddreißig Mitglieder

waren gekommen. Vornan saß Fürst Albert Honorius von Monaco. Hier ist der Wortlaut des Beschlusses, der alle Stimmen einte. „Die Akademie der Wissenschaften will, wie die anderen Akademien des Institutes von Frankreich, in Empörung sich gegen das Volk wenden, das, während es wider die heiligste Verpflichtung sündigt, sich das Recht anmaßt, seine Kultur der Welt aufzuzwingen. Sie geißelt das System der Plünderungen und Zerstörungen, das von den Führern nicht nur geduldet, sondern gewollt wurde; das Heer, das sich civilisirt nennt und Verwundete, Kinder, Frauen metzelt; und sie spricht laut den Wunsch aus, die Regirung möge einer gewissenlosen Wühlarbeit den Boden dadurch entziehen, daß sie die Ergebnisse der auf allen Wegen des Feindes durchgeführten Untersuchung nebst sämmtlichen Beweisstücken den neutralen Staaten vorlegt. Auf ihrem eigenen Gebiet fühlt die Akademie sich zur Erinnerung an die Thatsache verpflichtet, daß seit dreihundert Jahren in der Mathematik, Physik und aller Naturwissenschaft die größten Schöpfer, im neunzehnten Jahrhundert die größten Erfinder Söhne der lateinischen und der angelsächsischen Civilisation waren. Deshalb wehrt die Akademie das Unterfangen ab, die Zukunft des Europäergeistes an die Zukunft der deutschen Wissenschaft zu knüpfen, und weist auf die Haltlosigkeit der sonderbaren Behauptung, der Sieg des von der deutschen Kultur untrennbaren deutschen Militarismus verbürge das Heil europäischer Civilisation. Getrost harrt sie der Stunde, die der Menschheit die Befreiung von der aus dem Bunde des Militarismus mit der Kultur entstandenen Gelehrtenbarbarei bringen wird." Als die Schöpfer und Erfinder aus lateinischem und angelsächsischem Stamm wurden genannt: Bacon und Descartes, Lavoisier, Pasteur, Berthelot, Lamark und Darwin, Galvani und Volta, Newton, Faraday und Ramsay, Bichat, Claude Bernard und Branly. Nach den Akademien die Universitäten. Auch sie finden zwischen Stallupönen und Metz nicht einen Gerechten. Ihr Aufruf (heißts im „Temps") ist aus dem Geist der Wahrhaftigkeit geboren. „Die berliner Universität hat ein deutscher Akademiker selbst eine dem Königsschloß gegenüber erbaute Kaserne genannt, in der die Hohenzollern ihre Leibgarde drillen. Die vom Wink der Reichskanzlei Gelenkten können Offenbares nicht in Finsterniß tauchen. Niemals wird ihnen die Welt glauben, das Rußland des Zaren, der zur Friedenskonferenz rief,

das England, das sich gegen die allgemeine Wehrpflicht sträubte, das demokratische, mit innerer Besserungarbeit beschäftigte Frankreich habe diesen Krieg gewollt. Deutschland möchte die Erinnerung an seine steten Herausforderungen, an das Geschrei seiner Alldeutschen wegwischen. Hat es nicht in zehn Jahren vier Flottenpläne, in drei Jahren drei Wehrgesetze durchgedrückt? Thatsachen verurtheilen das Deutsche Reich; Worte sind dazu nicht nöthig. Unsere Professoren zeigen, daß die deutsche Kultur, deren Wunder man Europäern anpreist, aus dem Vermächtniß der großen Deutschen nichts bewahrt hat. Das edle Bemühen der Kant und Leibniz galt der friedlichen Einung aller Menschen und Staaten Europas. Goethe, dem universalsten aller Köpfe, war die Kenntniß hellenischer, römischer, französischer Kultur eine Vorbedingung geistiger Freiheit. Vor den Trümmern ehrwürdiger Meisterwerke schreien die von Tollheit trunkenen Hochschullehrer des neuen Deutschland, ihr Reich werde noch schönere, noch ‚kolossalere' Werke schaffen. Dem Parthenon oder Erechtheion werden diese Kolosseen gewiß nicht ähneln. Mit uns lehnt der ganze Erdtheil die Wohlthat deutscher Kultur, deutschen Rechtes, deutscher Schönheit ab. Möge Himmelsgnade Europa vor jeder Ueberspannung deutscher Geisteskräfte bewahren! Zertrümmern kann das Deutsche Reich; mit Wiederaufbauversuchen bleibe es Europa fern!"

„Was ich neulich in Ostende merkte, fand ich in anderen belgischen Orten bestätigt. Die Stimmung der deutschen Truppen wird von Tag zu Tag düsterer und ihr Mißmuth wendet sich besonders gegen die Offiziere, die, um über den Yser zu kommen, nutzlose Menschenopfer befehlen. Die nachgeschobenen Truppen halten sich noch gut; die aus der Front zurückkehrenden sind schon unwillig. Fahnenflucht ist nicht mehr selten. Deshalb ist die Bewachung verschärft und den Kriegern verboten worden, in Privathäusern zu übernachten; manche hatten solche Gelegenheit benutzt, um in Bürgerkleidung zu entweichen. Allmählich mehren sich auch die Fälle, in denen Offiziere sich selbst töten. In Brügge hat sich ein Major ertränkt und drei Offiziere haben sich erschossen. Wenn die Deutschen bei dem Versuch bleiben, Uebergänge durch Massenopfer, durch ein ruchloses Hinschleudern billigen Kanonenfleisches zu erzwingen, wird man bald noch viel öfter von Fahnenflucht hören." (De Tijd.) „Ein österreichischer Soldat war so unvorsichtig

gewesen, auf eine offene Karte nach Haus zu schreiben, in Galizien stehe es schlecht und man könne sich erst sicher fühlen, wenn man von den Russen gefangen sei. Auf der Rückseite dieser Karte fanden die Verwandten des Soldaten den Vermerk: ‚Auf Befehl des Kriegsgerichtes erschossen.' Auch unter den deutschen Soldaten im Westen ist die Stimmung gedrückt. Die Musik, die vor einigen Wochen noch oft zu hören war, ist verstummt und die Zahl der Deserteurs schwillt an." (Nieuwe Rotterdamsche Courant.) „In der unvergeßlichen Sitzung vom vierten August habe ich gesagt, daß die Regirung heute Parteien nicht mehr kennt. Auf ihren Ruf haben denn auch die Parteien von gestern sich, alle, vereint. Aller Religion ist: das Vaterland. Aller Ziel: die Befreiung Europas. Der deutsche Militarismus betet die Macht an und behauptet, vom Sieger fordere die Geschichte nicht Rechenschaft. Wir Franzosen sind weder Träumer noch schwärmende Narren. Auch wir wissen die Macht zu schätzen; aber wir stellen sie in den Dienst des Rechtes. Wir strecken unsere Hände nicht, wie Räuber, nach fremdem Gut aus. Mit den Belgiern, die sich für die Ehre geopfert haben, mit unseren englischen und russischen Verbündeten kämpfen wir für das Recht. Das Werk der Menschheiterlösung hat uns, für Krieg und Frieden, geeint. Dem Herd Frankreichs werden bald die Seelen heimkehren, die ihm die Roheit der Waffengewalt entfremdet hat. Wir werden den deutschen Militarismus brechen. Das Schwert des Befreiers wird stärker sein als des Mörders." (Ministerpräsident Viviani am achten November in Reims.) „In Belgien, in Frankreich: das deutsche Heer plündert überall. Seine Führer geben ihm ja das schönste Beispiel. Was die Prinzen und andere große Herren aus fremden Schlössern gestohlen haben, ist in Sonderzügen nach Deutschland geschleppt worden. Auch für das Kleinzeng der Beute ist der Eisenbahndienst in Bereitschaft. Ein Hesse, aus Gettenau, schrieb am achtzehnten Oktober an einen in Sainte-Croix-aux Mines einquartirten Landwehrmann: ‚Die Schuhe passen Hermann nicht; das Uebrige hat uns aber viel Vergnügen gemacht. Da Andere viel mehr Sachen geschickt haben, brauchen wirs nicht zu verheimlichen. Wir haben sehr schöne französische Kochtöpfe gesehen. Wenn Du noch französisches Geschirr findest, sende es uns.' Kein Zusatzwörtchen soll der fast naiven Ruchlosigkeit dieses Briefes die Wirkung schmälern. . . Hüten wir uns vor der

Gefühlsschwelgerei, deren Gefahr wir oft schon empfunden haben! Nicht sie darf die Entscheidung bestimmen. In England, Rußland, Frankreich athmen edle Seelen, die, um den Blutstrom zu dämmen, sich vielleicht zu dem Versuch entschlössen, ob Deutschland unter einem neuen Haupt in Vernunft und friedliche Gesinnung zurückkehren werde. Das darf nicht sein. Der Kaiser muß leben, auf dem Thron bleiben, von seinen Völkern ertragen, nicht durch eine Revolution der Vergeltung entzogen werden. Kein rühmlicher Tod auf oder neben dem Schlachtfeld für den schändlichen Urheber der Erdverwüstung! Erst die Niederlage, die völlige, endgiltige. Das Deutsche Reich muß mit seinem Haupt fallen; der selbe Streich muß Beide zu Boden schmettern.“ (Le Matin.)

„Englands Krieg gegen Deutschland ist der Krieg des Rechtes gegen die Staatsraison. Eins der beiden Völker glaubt, an das öffentliche Recht Europas nicht gebunden zu sein und sich, wenn der Staat es fordert, über dieses Recht stellen zu dürfen; das andere Volk hat sich zur Vertheidigung des Europäerrechtes erhoben. Dem einen sind internationale Verträge, die es selbst unterschrieben hat, in dem Augenblick, wo sie dem Staat lästig werden, nur noch Papierfetzen; das andere heischt die Achtung solcher Verträge als eine ernst gebietende Pflicht.“ (Why we are at war; von Historikern der oxforder Hochschule.) Recht gegen Unrecht; hört! „Wenn deutsche Truppen England überfallen, wird das ganze Volk mitkämpfen und sich um die ‚Kriegsregeln‘ nicht kümmern. Die sind ja nur von Deutschen ersonnen worden, um britische Sachverständige zu ärgern. Viele Männer, viele Frauen werden auf die Straße gehen und auf die Deutschen schießen. Wenn unsere Herren Sachverständigen pedantisch dreinreden, werden wir sie niederknallen; und wenn die Eindringlinge, die, durch das Meer von ihrer Basis getrennt und in ungünstiger Stellung, wahrscheinlich schlecht ausgestattet sein werden, unklug genug sind, uns durch Drohung nach belgischem Muster schrecken zu wollen, wird unsere Freischaar jeden Deutschen, den ihr Arm erlangen kann, niedermetzeln. Dieses Verfahren ist blutig; wird in solcher Lage aber vom Menschenverstand befohlen. Wir werden die Offiziere henken und die Mannschaft erschießen. Sachverständige, die wähnen, deutsche Einbrecher würden, etwa in der Grafschaft Essex, nur reguläre Truppen abzuwehren haben, irren in wunderlicher Weise. Ein

deutsches Eindringerheer werden wir Engländer nicht bekämpfen, sondern lynchen." (H. G. Wells in den Times.) England ist also der hehre Schützer des Menschenrechtes; giebt aber nicht einen Pfefferling dafür, wenn sein Inselboden bedroht ist. Seine Vertreter haben jedem Paragraphen des haager Schutzvertrages zugestimmt; lachen aber der Zumuthung, danach zu handeln. Weiter. „Wider unser Erwarten und Wollen haben zwei Nothwendigkeiten sich vor uns aufgereckt. Wir müssen das preußische Deutschland vernichten und die Frage des Schwarzen Meeres endgiltig beantworten. Daß wirs gerade jetzt müssen, ist ein Glück; denn nie waren wir dazu in besserer Bereitschaft." (Nowoje Wremja; zwischen den Schlachten bei Tannenberg und bei Kutno.) „Wenn Bulgarien von den drei verbündeten Großmächten die Zusicherung erhält, daß es sich in Makedonien eben so ausdehnen darf wie Griechenland im Epirus, wird es nicht zögern, mit den Verbündeten gegen die Türken zu kämpfen. Und dann kann Rumänien den Ungarn Siebenbürgen nehmen. Griechenland behält Saloniki, verzichtet aber auf Kawala, wenn es seine Stammesgenossen in Kleinasien vom Türkenjoch befreien darf. Frankreich scheint in Sofia schon angezeigt zu haben, daß die Verbündeten bereit sind, den Bulgaren das ganze Gebiet zurückzugeben, das ihnen 1912, im Vertrag mit Serbien, zugesprochen worden ist. Das gut gerüstete Rumänenheer von vierhunderttausend Mann wird auf dem galizischen und polnischen Kriegsschauplatz wohl die Entscheidung sichern." (The Times.) „Die Deutschen scheinen nicht geahnt zu haben, welche Schwierigkeiten das Gelände des Yser und die ganze Gegend bietet, wo Flüßchen, Kanäle, Gräben die Truppenbewegung hemmen. Sie haben, nach ihrer Gewohnheit, ungeheure Menschenmassen geopfert; nie aber war das Ergebniß kläglicher. Daß die Corps, die in den letzten Wochen nach Calais zu kommen strebten, noch zu siegreicher Offensive fähig sind, ist nicht wahrscheinlich. Sie bestehen aus jungen Rekruten und Landwehrmännern und ihre Cadres hat der Zufall gefügt. Der ganze Flügel zwischen Lille und der See ist bös mitgenommen worden. Berge von Toten, Tausende von Verwundeten, Heerden Gefangener sind auf dem Schlachtfeld geblieben: dennoch konnte der Befehl ihres kaiserlichen Herrn, um jeden Preis Calais zu nehmen, nicht ausgeführt werden. Was mag Feldmarschall von der Goltz über

die Zusammensetzung der Armee denken, von der die Entscheidung, die Beendung des Feldzuges in Frankreich erwartet wird?" (Oberst Repington in den Times.) „Belgische Offiziere haben nach Paris die Kunde gebracht, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches tot ist. Am ersten Novembersonntag waren in Brüssel alle Fahnen auf Halbmast." (Central News.) „Wenn Deutschland glaubt, nach seiner Niederlage uns die zusammengebrochene Türkei anbieten und dadurch sich selbst den Friedensschluß erleichtern zu können, giebt es sich einer neuen Täuschung hin. Der türkische Angriff ist Deutschlands Werk und an ihm und seinen Mitschuldigen werden wir auch diese That rächen. Als die Türkei den Krieg begann, verrieth sie die Interessen des Islams und verurtheilte sich selbst zum Tod. Alle Nationen, die ihre Freiheit lieben, müssen sich vereinen, um den unseligen Traum von einer Weltherrschaft zu enden, die den Erdkreis unter das deutsche Joch zwingen will... In den straßburger Statthalterpalast ist, ganz heimlich, der verwundete Kronprinz gebracht worden. Niemand, nicht einmal einer der Aerzte, darf den Palast verlassen. Auch der Eintritt ist streng verboten." (Le Temps.) „In einem Brief, den ein deutscher Lieutenant an seine Braut nach Washington schrieb, wird die Bestattung des Kronprinzen geschildert und erzählt, daß die Zuschauermenge ungeheuer groß war. Die selbe Thatsache wird in einem Brief erwähnt, den eine Engländerin neulich empfing." (Daily Mail.) „Die ewigen, blutigen Mißerfolge ihrer Heere und der Zusammenbruch aller kaiserlichen Pläne haben den Deutschen die Zuversicht geraubt. In ihrem frechen Stolz glaubten sie sich unbesieglich: nun ist die Enttäuschung furchtbar. Ihre Macht ist von einer sittlichen Macht besiegt worden, mit der das Ideal der Freiheit und der Gerechtigkeit kämpft." (Le Journal.) „Marschall Bugeaud, der in Spanien lange gegen Wellingtons Heer gekämpft hatte, schrieb einst, die englische Infanterie sei die beste in Europa und ein Glück, daß ihre Kopfzahl klein bleiben müsse. Heute unterschreiben wir Bugeauds Urtheil; freuen uns aber, daß die Kopfzahl gestiegen ist. Die Heldenthaten der Engländer erinnern an die Berichte von Waterloo. Die feindlichen Streitkräfte nützen sich schneller ab als unsere und die Stunde naht, wo die Deutschen genöthigt sein werden, aus Belgien und Frankreich ihrem bedrohten Ostheer neue Verstärkung zu schicken. In dieser Stunde wird die Befreiung des

französischen und des belgischen Bodens beginnen." (General Bonnal im Matin.) „In Deutschland werden alle Niederlagen verschwiegen, alle Rückzüge in gewollte Manöver umgefälscht. Den Knaben, die man von der Schulbank ins Feld schickt, wird gesagt, sie seien bestimmt, die pariser Kaiserparade mitzumachen. Doch wie hoch der Lügenwall geschichtet wurde: allmählich sickert die Wahrheit durch die Ritzen. Bald wird es bei uns nicht mehr, wie in Mussets Gedicht, heißen: Wir hatten Euren deutschen Rhein, sondern: Wir haben ihn! Deutschland gleicht einem Walde, der beim Nahen des Sturmes zu rauschen beginnt. Noch eine Niederlage an der Weichsel: dann kommen die Kosaken; und dann müssen, wenn dazu noch Zeit bleibt, in aller Hast die Truppen heimberufen werden, die, in Belgien und Frankreich, jeder Tag jetzt schwächt. Der Kronprinz hat ein französisches Schloß ausgeraubt. Sein Vater hatte in Syrien eine uralte Pergamentbibel gesehen, deren Werth auf mindestens fünf Millionen Mark geschätzt wurde. Er wollte sie haben und ruhte nicht, bis Sultan Abd ul Hamid sie ihm geliehen hatte. Seitdem ist er oft aufgefordert worden, die Bibel, die einzige ihrer Art, zurückzugeben. Doch er hat sich taub gestellt und das ehrwürdige Werk ist noch in Berlin." (Le Figaro.)

Der Fimbulwinter.

Hüpfendes Irrlicht lockt mit Tückeboldflämmchen in den Sumpf; in Europens Moorgrund zurück. Ist einer Menschenseele noch möglich, auf ihm zu athmen? In seiner schwarzen Tiefe modern Hunderttausende getöteter, zerstückter Jünglinge. Ueber seinen Schlick hin humpelt, kriecht, tastet sich eine Million Verwundeter. Aus brennenden Städten und Dörfern steigt bräunlicher Qualm. Vom Meer kommt die Botschaft, daß hölzerne Schiffe versenkt, eisernen die Flanken aufgerissen wurden und die Maschinenbediener in überkochendem Kesselwasser erstickten. Heldenschaaren rücken gegen stark befestigte, von Kanonen, Haubitzen, Maschinengewehren, Handmörsern beschirmte Stellungen vor: und fallen wie Halme unter dem Streich der Sense. In Flußmündungen, Seebuchten, Häfen, Küstengewässer werden Minen gestreut, aus der Luft Bomben und Sprengpfeile geschleudert, über das Festland elektrifizirte, dem Berührer tötliche Stacheldrähte gespannt, in die Schützengräben Flatterminen geworfen und flüssige Gluthen gespritzt. Seit eine Erdgeschichte ward, ist so nicht gekämpft worden;

die Menge des zwischen Tsingtau und Colmar, in hundertzehn Tagen, verzehrten Sprengstoffes ist gewiß größer als die in allen Europäerkriegen zuvor verbrauchte. Und welche Aussaat kanibalischen Hasses, welche geile Lügenwucherung gar ringsum! Jedes deutsche Herz freut sich des Sieges, den, zwischen den Kreisstädten Wlozlawsk und Kutno, im Gubernatorium Warschau, unsere Ostkrieger der Russenhorde abrangen. Jedes Menschenherz krampft der Gedanke an den Kulturdünkel, in dem gestern Europa thronte und der über Nacht von der Sintfluth weggeschwemmt ward. Der gute Krieg heiligt jede Sache. Die Wiederkunft heroischer Lebensauffassung stählt die Volkheit und hebt sie über das muffige Alltagselend unsauberer Erwerbssucht. Ist aber nöthig, daß Nationen, die seit Jahrhunderten in Nachbarschaft hausten und forthausen müssen, einander begeifern, mit Koth beschmieren, raubthierisch anfallen? Ists einer Menschheit würdig, die aus Erdhöhlen sich in die Herrschaft über Naturkräfte gereckt hat und aufrecht nach der Weltkrone langt? Zehn Völker im Kampf: ein grausig großes Schauspiel. Doch vor unserem Auge ist noch anderes. Unschuldige, mit deren Willen nie Krieg geworden wäre, werden, als dem gehaßten Volk Angehörige, in Ställe oder auf nackte Erde geherbergt, mit Kuliarbeit bebürdet, geprügelt, vor Farbigen entehrt oder, wenn Fortuna ihrer Wanderung Ziel bestimmt hat, in einen engen Tummelkreis gebannt. Frauen müssen sich von dem Ehegenossen, Kinder von ihren Eltern, Bräute von dem Verlobten scheiden. Der Ausländer ist wieder der Fremdling, der jeder Schandthat und Bosheit verdächtige Barbar, dem redlicher Patrioteneifer die Gewinnmöglichkeit sperrt, am Liebsten auch Trank und Wärme geweigert wüßte. Bewehrte Schufte verbrennen Feldfrüchte und Heerden, plündern vom Fleiß ganzer Geschlechter erbaute, geschmückte Häuser, schleppen Jungfrauen auf ihr schmutziges Lager und verstümmeln den Leib der Mütter, die ihres Herzens letztes Kleinod umklammern. Die Fähigkeit zum Schauder, zu Ehrfurcht, zu Andacht schwindet. Nach Grassem wird nur noch Grasseres verlangt; schon die Zerstörung der reichsten Welthauptstädte; die Marterung der Geiseln aus gevehmtem Land. Ein Lord schwelgt in der Vorstellung, daß kleinrussische und indische Strolche auf deutschen Wiesen ihre Pferde weiden. Ein Rechtslehrer jauchzt der Nacht entgegen, die Westminster und Pauls Kirche in Brand auflohen sieht. War, im Urstand, vulkanische Natur je so grau-

sam wie dieser christliche Erdtheil, der die Gräber seiner Heiligen, seiner Weisen und Seelenläuterer kränzt? Dem gelben Gekribbel schärft er das Schwert; füllt Japanern die Tasche und schürt ihre Gier, die Chinesen zu wecken, zu waffnen und, eine halbe Menschenmilliarde, gegen die Weißen zu hetzen. Die blinkende Mondsichel soll ihm fröhliche Mahd schaffen. Dreihundert Millionen Muslmanen möchten die Kette des Bändigers, des Sittigers abschütteln. Wer hemmt dann die Befreiten auf ihrem Vormarsch? Wer hindert sie, Asien, Afrika, Südosteuropa einzujochen, wieder bis nach Venedig auszugreifen und eines Tages gegen die Weißen sich Gelben und Schwarzen, gegen Christen sich Buddhisten, Shintoisten, Totemisten zu verbünden? Wer in einem Erdtheil, dessen abertausend Klüfte bis an den Rand mit Sprengstoff gefüllt sind?

Der deutsche Krieger wendet von solchem Gräuel den Blick. Das, spricht er, „ist nicht meines Amtes Werk. Ich will, was ich muß: die Heimath schützen und ihre Feinde aus schädlicher Macht in anständige Bescheidung schmettern. Willkommen jedes Mittel, das die Erfüllung heiliger Pflicht beschleunigt! In das Land meiner Eltern, meines Weibes und Kindes verströmt aus freudigem Herzen mein Blut. Und kann ich dem entmachteten Feind, als einem im Ehrenbewußtsein mir Nahen, die Hand hinstrecken, dann wird, noch auf fremder Erde, das letzte Röcheln nicht Qual. Was aber wirktet Ihr oder ließet wirken, während wir draußen durch Feuergewitter stürmten? War Eure Pflicht, die leichtere, nicht, je tiefer der Feind sich in Schlammlachen verkroch, desto höher in Vornehmheit zu wachsen? Wie im Germanenmythos von dem aus Habgier entbrannten Kampf welker Götter und hirnloser Riesen: fast so war Euer Thun. Wölfen warfet Ihr die Gestirne des Himmels zum Fraß hin. Verhallender Hohnsang und wüstes Gelächter empfängt und geleitet das Leichenschiff. Wollet Ihr warten, bis Surts Flammenhand Feuer über die Erde sät und rothe Brunst Eure Welt verschlingt? Weil Ihr in der Zuversicht wurzelt, eines neuen Gottes neue Welt werde, in lichterer Reine, erstehen? Dann floß unser Blut, flossen unzählige Thränen einem Wahn. Besinnet die Würde des Volksthums, für das wir fechten! Die Brücke, die sich in unseren Himmel wölbt, darf nicht brechen. Und wenn wir die Welt unserer Seelengemeinschaft verwittern, verschmutzen lassen, spendet kein Heidengott eine neue in Deutschlands Krippe."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.